№10 1912

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum „Bünder Tageblatt".
Verlag von Ziegemeyer & Co.

Kinder der Heimat.

Roman von L. Erhard-Clausnitzer.

(Fortsetzung.) 10

Ja und dann wird es sich gar nicht umgehen lassen, als Schottin — — — die Kostüme lasse ich dir natürlich in Originalen zuschreiben stehe überhaupt schon in Verbindung wegen einem echten Chamanenkleid, bin neugierig, ob ich's für 11 800 Mark erhalte, 11 900 sollte es kosten."

„Aber Richard — —? Du bist nicht recht gescheidt — —" Milly war ganz blaß worden und ihrem Manne lief auf dem wundervoll gebauten Nacken ein brennendes Rot.

„Willst du mir das noch einmal wiederholen, Milly," sagte er, mit jenem Blick, wo sein Mund lächelte und in die Pupillen der jähe heiße Zorn hineinwuchs.

Sie legte beide Hände um seinen Nacken: „Verzeihe mir, Richard — aber sieh — — das ist doch zu viel Geld — — für so etwas." Er sah wieder sanfter aus, als er sagte: „Trotzdem, ich, nehme mein Wort nicht zurück — — ich sehe dich schon drin! Milly, Milly, denk' dir nur: es gibt in der ganzen Welt nur das einzige Original, und das ist schon über 500 Jahre alt — — aber echt — echt —! Weißt du, die Chamanen waren Aerzte, Priester, Zauberer, Hexenkünstler, alles in einer Person, und das war die letzte Chamanin, die hatte ihren Beruf zum Ueberdruß und da ließ sie sich entführen und verkaufte ihre sogenannte Uniform an einen Trödler. Und nun ist es die Einzige, die in der ganzen Welt existiert — — ja, und in der werde ich dich malen — —" Kamilla von Lührsen sah in diesem Augenblick aus, als habe sie ihren Beruf auch zum Ueberdruß, da beugte ihr Mann seinen Kopf an den ihren: „Du mußt mir nicht weh tun, Milly — — du meine Sehnsucht — du mein Ruhmesglück — — glaube doch an dich —"

„Ich glaube doch an dich —"

„Aber mit dem Beigeschmack des Aberglaubens — du sollst mich beglücken, mich feiern — so wie ich dich feiere vor aller Welt —"

Milly wanderte zwei Sekunden schweigend im Zimmer herum, und sah in das Tannendunkel hinein. Um die moosigen Stämme schlüpfte das Sonnengold und aus dem Frauenmund kam ganz leise die Frage: „Und das ist Wirklichkeit Richard?" — — du hast diese Skizzen, die du von deiner Frau geschaffen, wirklich an fremde Leute verkauft?"

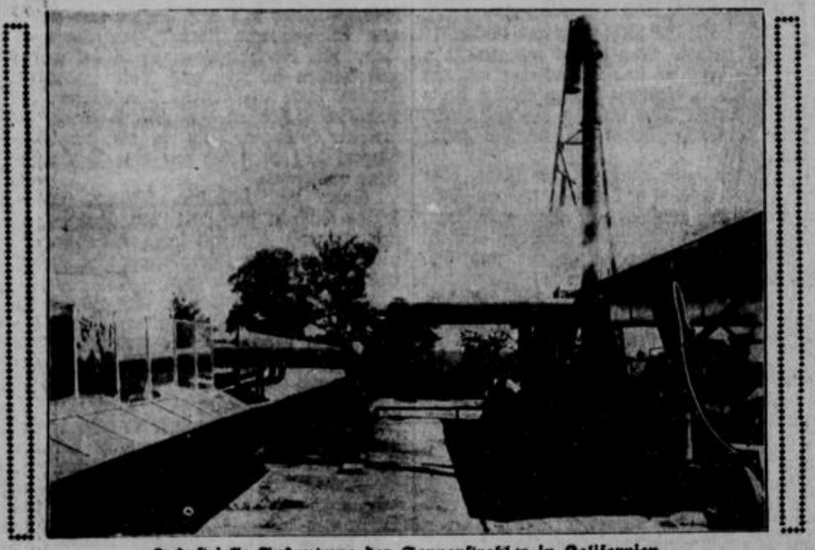
Sie fragte: „Alle? Wirklich alle — — die du von mir gemalt?

Er brachte keine Silbe über die Lippen, er streifte nur mit einem scheuen Blick die ernsten tieftraurigen Züge seiner Frau. Ein herbes Zucken umspielte den Mund, während die Lippen sagten: „Ich verstehe dich nicht, Richard . . . und ich verstehe auch nicht jene, die dir die — wie soll ich's nur gleich nennen — diese Launen, diese, erst nach einem Halt nach einer Form tastende Pinselei abkaufen!"

Eine jähe Blässe überzog Richard von Lührsens Gesicht. Wortlos bewegten sich seine Lippen. Sein ganzer Körper zitterte und dann schrie er auf: „Komm wir wollen einen Spaziergang in's Freie machen. Vielleicht finde ich ein kleines, sanftblaues Veilchen, das wird sich viel besser an deinem Kleid ausnehmen, als dieser dicke Strauß."

Er riß ihr das Sträußchen tiefblauer, italienischer Veilchen, die sie auf seinen Wunsch alltäglich tragen mußte, von dem Gürtel ab, er schleuderte es durchs Fenster. Er lächelte ganz zufrieden, er sagte: „Keinen Pfennig gebe ich mehr für Blumen aus, ich mag nur solche leiden, die man selber pflückt."

Er legte seinen Arm um die Hüfte seiner Frau und sie lenkten ihre Schritte über die Schwelle des Liliputhäuschens, um zu sehen, ob vielleicht in dem eignen tieftiefen Walde ein zartes Blauveilchen zu finden sei.



Industrielle Ausnutzung der Sonnenstrahlen in Kalifornien.

Schwarz und düster wie Sommergewitterwolken hingen die Zeichen des baldigen Schneefalles über Berlin.

In dem wilden, weiten Naturpark Richard von Lührsens raschelte und knisterte noch das Herbstlaub. Der Maler hörte das so gern. „Stundenlang möchte ich drin herumlaufen und diesem Todesurteil zuhören, das die welken Blätter von sich hören lassen."

Der Diener Richard von Lührsens flüsterte dem Stubenmädchen freundschaftlich zu: „Bei allen Malern rappelts, warum sollte unser Gnädiger davon eine Ausnahme machen. Sie sollten bloß mal sehen, wie er zusammenzuckt, wenn ich ihn zufällig dabei erwische, wenn er ins Feuer steckt, was er

von unserer zierlichen, schlanken, gnädigen Frau gemalt hat und immer wieder muß sie zu ihm ins Atelier, ach, noch vor ein paar Wochen, da haben sie doch wenigstens oft geplaudert, geschwatzt und schön getan, aber jetzt, wie still muß die gnädige Frau liegen, als wär in ihr kein Zeichen des Lebens. Und was für Kleider sie umhängen hat. Die Goldstickereien, den schweren Samt und die vielen Perlen, das muß sie doch beinahe totdrücken. Und ausruhen will der Herr nicht einen einzigen Tag."

Es war Wahrheit, Richard von Lührsen schuf und schuf und die Pinselstriche wuchsen zu Formen, zu Einheiten, zu einer wirklichen Kunst. Er zauberte Farben . . . Schöpfungen, über die seine Frau nachdachte . . . sich wunderte, wie er sie in so kurzer Zeit ausführen konnte.

„Du . . . nur du bist mein Leitfaden . . . der „Sonnenstrahl . . . der mich lenkt."

Er war gut zu seiner Frau, fast untertänig gut und doch Millys Gesicht wurde von Tag zu Tag durchsichtiger, die Figur zierlicher, schlanker, die Sinne müde, die Frohheit des Körpers und des Geistes willenlos tot.

Der Gang ins Atelier, der Gang zurück nach dem kleinen luxuriösen Haus waren die einzigen Viertelstunden, wo Frau von Lührsens Brust die freie, frische Luft einsog. Er wollte sie immer um sich haben. Gestern standen die Sterne am Himmel und es war beinahe Mitternacht, als sie ihm aus dem Atelier fortgelaufen war, allein durch den Wald, den tiefstiefen Wald, der ihr Eigentum war.

„Ich halte das nicht mehr aus, Richard!" hatte sie gesagt. Nun war es morgens zehn Uhr, da regte er sie schon wieder mit der Bitte auf. „Vielleicht kommt endlich heute das Chamanenkleid und da laß uns lieber bald beginnen, damit ich nachher fertig bin . . ."

„Lieber, guter Richard", die Liebe, oder die Furcht wieder den ganzen schönen Wintervormittag, behängt mit allem möglichen, regungslos im Atelier verharren zu müssen, hatten Millys Wangen gefärbt und die Stimme reizlos geschaffen.

„Siehst du das nicht ein, Richard, daß wir bei dem Leben, das wir jetzt führen, beide zugrunde gehen müssen?"

„Ja," sagte er, „das weiß ich, aber das schadet nichts. Das verlangt die Kunst."

„Richard — —! Du bist unheimlich — und unheimlich ist die Form deiner Kunst."

„Ja, ja," murmelte er, „aber mache dich nur schnell fertig — — wenn nachher das Chamanenkostüm ankommt. — — Ich muß da so schnell wie möglich anfangen . . . und nicht wahr, meine Frau steht mir bei — — meine engelschöne, gute Frau — —"

Sie nickte. Ein selbstverständliches Nicken, eines ohne Selbstbejahung, ohne freudige Zustimmung. Richard fühlte es. Es drückte seine Gedanken. Er hat: „Denk' nicht gering von mir . . . nicht tot von meinen Bildern . . . sie haben einen Wert für die Ewigkeit . . ."

Da sagte Milly ganz lebendig: „Aber ich möchte sehr gern einmal eins auf der Erde sehen!"

„Es sind zu viele! Viel zu Viele. Da erdrückt eins das andere!"

Milly verstand seine Rede nicht. Sie ängstete sich aber auch nicht. Ihr Mann war ein Künstler, ein großer, großer Künstler . . . eine dämonische Kraft steckte in ihm. Ein gewaltiger Geist!

Vor dem Eintritt des Zimmermädchens sanken diese Gedanken zusammen. Es überbrachte eine einfache Visitenkarte, eine, die dem Rahmen des Liliputhäuschens nicht so recht entsprach.

Herr von Lührsen hatte sie überlesen, als seine Frau fragte: „Wer verirrt sich denn zu uns abgeschiedenen Geistern?"

„Fritz Rudrecht." sagte der Maler, als müsse er mit Ton und Blick einen Geist beschwören.

„Fritz Rudrecht? Mein kleiner, lieber Fritz?! Aber das ist ja eine Tagesfreude! Bitte hole den Knaben selber herein, Richard!"

Er hätte die Sonne vom Himmel für sie geholt, wenn er's gekonnt hätte, er führte ihr sofort den jungen Schüler zu, dem in der plötzlich vor seinen Augen erwachten, dämonisch prächtigen Einrichtung des Künstlerehepaares zu mute war, als sei er in eine Salzsäule verwandelt . . .

Er warf Blicke hin und her. Er setzte zu sprechen an. Er sah zum erstenmal in ein feierliches, kein Protzentum präsentierendes Künstlerheim. Und dort stand seine Königin mit einem Strahlenblick. Das Licht, das durch die halbaufgezogenen Fenster drang, die junge, rote Wintersonne spiegelte sich in dem silbernen Stern mit den vielen Brillanten in Frau von Lührsens reichem, losen Haar. Sie trug ein glattes, fließendes, weißes Kleid, mit goldenen Nadeln und einer silbernen Perlenquaste waren die weiten Aermel aufgenestelt und auf der schwarzen Rokokoetagere stand ein Bronze-Apollo mit dem Gesicht des Herrn von Lührsen und überall Porzellanfigürchen. Die ebenholzschwarzen Möbel waren mit bunten Steinen und Gold ausgelegt. Und all diese entzückenden Herrlichkeiten, die vornehmen Zeichen beispiellosen Luxus zu treiben, sprangen Fritz in die verzückten Augen, daß er selber wie eine Porzellanfigur ausschaute.

Herrn von Lührsens leichtes, kühles, feines Lächeln verwirrte den Jungen so mächtig, daß er nichts sagte, nichts fragte, nicht einmal sein Kompliment machte, auf das er oft selber stolz war.

„Fritz komm' einfach her und gib mir die Hand — so — und nun meinem Mann. So und deine Mütze laß in Frieden. S'ist schade um den schönen Silberstreifen, wenn du so daran zerrst."

„Frau von Lührsen — — Herr von —" Fritz Rudrecht stockte und wäre beinahe auf dem glatten Parkett ausgerutscht bei der tiefen Verbeugung, die er jetzt machte.

„Richard, du kannst mir jetzt einen Gefallen tun. Nimm Fritz die Mütze aus der Hand und laß uns ein bißchen allein, er mag sie sich nachher bei dir abholen."

Ein fröhlicher Eifer überkam die vornehme Frau, den Jungen zu bemuttern, sie überraschte die Kammerjungfer, daß sie ihm selbst auftrug, das Brot bestrich, belegte, fast in den Mund schob, als er nicht mit Essen beginnen wollte.

„Gefällt dir's bei uns Fritz?" fragte Frau von Lührsen, weil sie sah, die Augen des Jungen liefen unaufhörlich von dem Ebenholz-Zierschrank zu den Girandolen, die an der blauen Freilichtdecke hingen. Sie liefen von einem Gegenstand zum andern, blieben an der Wand hängen an der die „Messaline" in schwarzem Ebenholzrahmen hing.

„Ja gefällt dir's bei uns? Nein — —? Wirklich nicht? O Herr Schöngeist! Wie willst du's denn einmal haben, wenn du Landrichter sein wirst?"

Der Junge wurde feuerrot und sagte: „Nein . . . das ist alles so schön hier . . . mir mißfiel nur das Bild — — das dort! Das sind Sie doch, nicht wahr Frau von Lührsen? — — Das ist Ihr Gesicht — — Ihre Haartracht, als Sie noch bei uns in Tirschnitz waren, aber keine Spur von Ihrem Gemüt, keine Spur von Ihrem Geist, von Ihrer ruhigen, unvergleichlichen Güte. Nein. Wenn ich das Bild ansehe, möchte ich sagen: „Das ist eine Idiotin! Gemalt aus Wahnsinn und Leidenschaft!"

Alles Blut schoß Milly in die Augen, daß sie flimmerten, daß ihr ein ganz kleines Weilchen das Sehen versagte.

Wenn das Richard gehört hätte? Er hätte Fritz mit Händen und Füßen durch die Tür hinausgeworfen. Ja, Richard vergaß sich, wo einer nicht seinen Weg mitging. Frau Milly setzte sich auf einen der leichten graziösen Sessel.

So ein Einfall von dem Jungen . . . so ein schrecklicher . . .

Frau Kunstmaler von Lührsen sah eine ganze geraume Weile ihr Bild an und auch den großen, blonden Jungen, der so ungeschickt hereingetreten war, der so ungeschickt ihr Bild — das erste Bild, das beste, das Richard von ihr gemalt, kritisierte.

Da flehte der Junge: „Frau von Lührsen, ich habe Ihnen doch nicht etwa Schmerz zugefügt . . . ich spür's, ich habe etwas Unrechtes gesagt! Ach, mir mißfiel das Bild so . . . Sehen Sie — — und da — ich habe wohl etwas Ungezogenes gesagt — — bitte seien Sie mir nicht böse . . . Ich ließ meinen Gedanken freie Worte . . . Das sind Sie wirklich nicht, Frau von Lührsen! So schrecklich dunkel sind Ihre Augen nicht! So lastend — und — so — entwürdigend —!"

Da wurde Kamilla von Lührsen, als wäre auf einmal der Stab gebrochen, auf den sie die Reinheit, die Heiligkeit der Kunst ihres Mannes stützte — da dröhnte es wie eine Posaune in ihr Ohr: Gemalt aus Wahnsinn und Leidenschaft!

Ihr Blick streifte lange Richards weltentrücktes, seltsames Kunstwerk und es kälete ihr das Herz.

Sie sah auf einmal nicht mehr die eignen Züge.

Sie rang, sie kämpfte . . . Und in ihrer Seele dunkelte es:

Wozu? Wozu malt er dich?

Eine große, schwere Ergriffenheit überkam die Frau. Und das rote Wintersonnenlicht drang stark durch die Fenster und ging seinen Weg weiter über die kostbaren zierlichen Möbel, über die Wunderwerke der Nippes, über den süßen Kuchen mit dem Duft von frischer Schlagsahne, den das Zimmermädchen als Nachtisch Fritz entgegenhielt, um schweigend das warmbehagliche Zimmer wieder zu verlassen.

Der Jüngling sprudelte noch einmal höfliche Worte der Entschuldigung hervor — da fiel es still von Millys Lippen: „Nicht doch Fritz. — Ich bin Ihnen nicht böse —"

Da wallte es in dem Jungen auf aus der geheimsten Tiefe seiner Seele: „Frau von Lührsen, Sie heißen mich Sie — —? Das habe ich nicht verdient! Ich habe Sie ja immer nur mit dem Antlitz der Güte gekannt und wenn ich in Tirschnitz Ihnen häßlich entgegen gekommen bin, das ist nicht die Wahrheit gewesen, das war erbärmliche Feigheit . . . das mag gewesen sein, weil alle Leute meinten der Vater habe Ihnen

einen Heiratsantrag gemacht, aber Sie haben ihn ausgelacht . . . abgetrumpft! Ich gehe jetzt Frau von Lührsen — darf ich um meine Mütze bitten . . ."

„Du kannst ruhig dableiben," antwortete sie. Da wurde die Tür von außen aufgerissen. Auf der Schwelle stand Richard.

„Milly, es ist überwunden! Das Chamanenkleid ist da! Ich habe es gleich ins Atelier tragen lassen! Komme — —!" Drohend sah er auf den Jüngling, als wollte er fragen: Was willst du noch hier?

„Laß mich nicht etwa warten, Milly!" Er warf die Türe zu, das hatte er lange, lange nicht mehr fertig gebracht. Er kam in seiner Erregung noch einmal zurück und brüllte: „Hast du's gehört?"

„Ja."

Sie stand in sehr gerader Haltung da, ihre Augen hatten sich schmerzlich auf die ihres Mannes gerichtet — seine Pupillen waren selten glänzend — starr und groß gewesen und das Weiße der Augäpfel glich glatter, blauer Emaille . . . Dann raffte sich aber Frau von Lührsen zusammen und sagte scheinbar vergnügt: „Du bist ganz weiß im Gesicht. Bist wohl über meinen Mann erschrocken. Ja, Fritz, Künstler sind halt ein bissel närrische Leut'! — —"

Wirklich der Junge weinte.

„Fritzl — —?" sagte Frau Kamilla verblüfft. „Fritzl — —?"

Seine Lider waren gerötet. Er hatte wohl auch schon vorher geweint. Frau von Lührsen nahm seine beiden Hände: „Warum weinst du Fritz? Geht's dir nicht gut? Ist Dudi etwa gestorben?"

„Nein . . . O nein . . . Sie ist daheim beim Vater . . . Danke, es geht ihr gut."

„Und dir?"

Da fuhr der junge Mensch zusammen. Und nach einem tiefen Aus- und Einatmen sanken Schultern und Kopf herunter.

„Fritz, sieh mich einmal an . . !"

Er hob das Kinn empor, das Gesicht mit den rotgeränderten Augen.

„Fritz, sage mir die geheimen Sorgen deines Herzens? Irgend etwas hat dich zu mir geschickt. Ist's so? Ja?"

Da flüsterte es zitternd aus der jungen Kehle: „Ich hab' doch sonst keinen einzigen Menschen auf der Welt . . ."

„Das darfst du nicht sagen, Fritz . . . So lange dein Vater lebt, dein getreuer, guter Vater . . ."

In schwerer Ratlosigkeit sah der junge Mensch Frau von Lührsen an. Eine dumpfe Angst mußte in ihm lasten. Ihn erdrücken, von innen heraus. Milly wollte ihn davon erlösen und wußte wahrhaftig nicht wie.

„Wie alt bist du jetzt, Fritz?"

„17 Jahre . . ." kam es fast unhörbar zurück.

„Hast du das Gefühl, daß dein Studium ein verfehltes ist?"

„Nein. O nein, Frau von Lührsen." Da zersprang der heimliche Winkel, der das Drückende, Schwere, tief im Herzen barg, da redete der Jüngling in kurzen, abgebrochenen Sätzen: „Sie wissen ja, was ich mitbekommen habe, als ich in Pension kam und daß so manches gefehlt, aber da war ich noch ein Kind, da gings, und nachher, da hab' ich mich auch ganz ordentlich durchgeschlagen und stets mit meinem Taschengelde gelangt. — Aber es ist schwer, mitten in einer wildfremden Stadt, wo man so viel sieht, und so manches braucht, was man nicht hat. Es ist schon lange her, Frau von Lührsen, schon ein ganzes Jahr, da habe ich einmal an einem Abend mein ganzes Monatsgeld ausgegeben — von da hat's angefangen, ich habe auch wieder gespart — vom Essen und bin nirgends hingegangen, dennoch ist die Schuld mir geblieben. Und Monat für Monat habe ich mir vorgenommen an meinen Vater einen ehrlichen, richtigen Brief zu schreiben, aber das Schamgefühl hielt mich ab und da verschob ich es immer wieder, und als der Vater in den Ferien bei mir war, da war er in einem Zustand, daß ich dachte, er könnte mir recht krank werden. Nein, da konnte ich es ihm auch nicht sagen und endlich mußte ich aber doch bezahlen und da — —" zischelte er mit kurzen, abgebrochenen Sätzen mit Zuckungen, des ganzen Gesichts: „Da habe ich meine Uhr zum Pfandleiher getragen, meine Kette, meinen Ring und mein Reißzeug . . ."

Frau von Lührsen sah seine Scham, seine erdrückende Angst. Ihr kam auf einmal die alte Liebe zu dem Kinde der Heimat. Sie stützte sein Kinn in ihre Hände und hob das Gesicht, daß es in das ihre schauen mußte: „Fritz. Ich will dir helfen. Ich helfe dir auch gern. Was brauchst du?"

Da schüttelte der Junge den Kopf und erwiderte den guten Blick voll und hell: „Nein, Frau von Lührsen, deswegen bin ich nicht zu Ihnen gekommen, ich möchte Sie nur jetzt bitten, daß Sie das meinem Vater klar entwerfen, und daß ich das nie, nie im Leben wieder tun würde. Wär's möglich, daß Sie an meinen Vater schreiben, Frau von Lührsen?"

„Ja," sagte sie. „Ja, Fritz, und vor allem werde ich ihn bitten, daß du in unserm Hause verkehren darfst und Dudi auf einige Wochen zu mir kommt."

„Nein, Frau von Lührsen . . . das wird wahrscheinlich nicht gehen. Dudi muß um Vater sein. Er hat doch niemand, der ihm nahe steht. Tante Minna ist in Karbitz im Frauenheim und sonst haben wir keine Verwandten."

Da pochte es schnell, kurz an die Tür, wartete gar kein Herein ab, sondern flüsterte: „Gnädige Frau . . . der gnädige Herr ist sehr aufgeregt, daß Sie nicht in das Atelier kommen . . ."

Kamilla von Lührsen fühlte einen Ekel, aber ihr fehlte der Mut, absagen zu lassen. Sie gab Fritz eine Mappe in die Hand: „Lies dir etwas heraus, ich komme in einer kleinen halben Stunde zurück, und sorge dich nicht etwa, ich helfe dir und an deinen Vater schreibe ich heute noch . . ."

Mit ein paar schnellen Schritten lief sie durch das Zimmer, durch die Tür, durch das Vestibül. Nun stand sie im Freien. Nun ging sie unter den hängenden Fichten entlang, dahin, wo das Atelier erbaut war.

(Schluß folgt.)

„Reine Liebe".

Von Anton Andrea.

Da stand es gedruckt auf dem Programm ihres Vortragsabends: „Reine Liebe, Salonstück von Lucilie Moldenen".

Geschrieben hatte sie es vor vielen Jahren, als ihr Haar noch braun war und ihre Augen im Glanz der Jugend leuchteten, damals, an den Gestaden des goldenen Mittelmeeres.

Frau Konsul Benda hatte sie als Erzieherin ihres Söhnchens mitgenommen nach Nizza, wohin die Aerzte sie wegen eines schweren Nervenleidens geschickt hatten. Ein halbes Menschenleben war es fast her. Das alte Fräulein erinnerte sich der armen Dame kaum noch. Wohl aber der „Weißen Villa" mit den herrlichen Wandgemälden; des blühenden Gartens mit den Lorbeerhainen und den antiken Marmorbildern; der plätschernden Springbrunnen und all des Duftes und des Lichtes, die hier in Strömen flossen.

Für die Kranke war es zuviel gewesen. Eines Tages hatte sie sich heimlich entfernt, und es hieß, sie hätte in einem Sanatorium Zuflucht genommen.

In der weißen Villa vermißte niemand sie: da waren Jugend, Gesundheit und Sonnenschein. Der Knabe Lorenz liebte seine Erzieherin, die ihm nicht allein Lehrerin, sondern auch Freundin und Spielkameradin war, zärtlich. Sein fröhliches Stimmchen zwitscherte mit den Vögeln um die Wette.

Da war auch der Konsul — ein vornehmer Mann mit der Gestalt eines Jünglings. Er trug den Kopf, auf dem noch nicht ein Haar bleichte, stolz. Sein Lächeln entzückte; doch wenn er zürnte, konnten seine dunklen Augen Blitze schleudern. Und streng hielt er in seinem Hause auf Schicklichkeit und Anstand! Der schneidige Stallmeister, der es gewagt hatte, der jungen Erzieherin vom Pferde herab eine Kußhand zuzuwerfen, wurde Knall und Fall entlassen, und selbst der Sekretär, sonst ein bescheidener, schweigsamer Mensch, bekam seinen Abschied, weil er sie eines Abends im Garten angesprochen hatte, um sich ihr als Landsmann vorzustellen. Schließlich blieb außer dem Hausherrn nur noch ein Mann in der Villa: Petruccio, der alte Kammerdiener. Er war ein geborener Nizzaner, radebrechte ein bißchen Französisch und schlich den ganzen Tag auf Korksohlen umher.

Einmal, als der Konsul mit dem Knaben ausgeritten war, und sie allein auf der Veranda saß, knüpfte der Alte ein Gespräch mit ihr an. Er wollte wissen, ob sie noch Eltern hätte. Ja? Mißbilligend schüttelte er den Kopf.

„Dann hätten Mademoiselle doch lieber zu Hause bleiben sollen. Wenn ich eine Tochter wie Mademoiselle hätte, die würde ich nicht von mir geben. Auf Jugend und Schönheit lauern ja Versuchung und Verführung gleich hungrigen Wölfen!" Sie hatte dem alten Schwätzer ins Gesicht gelacht. Als ob sie sich mit Mühe und Not durch das Lehrerinnenexamen gearbeitet hätte, um hinterher den Eltern, die gerade ihr bescheidenes Auskommen hatten, nur ein Mitesser mehr zu sein! Außerdem hatte sie es hier viel besser als zu Hause, und im Schutze des Herrn Konsuls fühlte sie sich sicherer als bei Vater und Mutter. Was ferner die Schönheit betraf, so stellte sie sich darunter mehr vor als was der Spiegel ihr zeigte, wenn sie gelegentlich mal hineinschaute. Ein Paar blanke Augen, frische Bäckchen und rote lächelnde Lippen, das waren doch nur Alltagsdinge. Schönheit aber mußte sein wie der perlweiße Mond, wenn er in seinem Glanz durch den Duft und das Säuseln der Sommernacht gleitet, der schlummernden Erde Träume webend und Zauber spinnend um Menschenherzen. Nicht um ihr eigenes, bewahre! Das füllt die zärtliche Anhänglichkeit des Knaben Lorenz aus. Sie rührte an seinen feinsten und

weichsten Saiten, und die tiefen, dunkeln Töne, die zuweilen erklangen, die sang wohl die Pflicht oder die Erinnerung an die Eltern und die Heimat — — — „Fräulein mein," sagte einst der Knabe, während sie mit ihm im Garten spazieren ging, „ich weiß was Italienisches. Papa hat es mich gelehrt. „T'amo! Das heißt, ich liebe dich. Ich solle es dir sagen, weil es gewiß und gewiß wahr ist."

Sie hatte den Knaben an sich gezogen und geherzt; durch ihre Seele zitterten Rührung und Dankbarkeit. Mit einem Mal aber hatte es zu singen und zu klingen angefangen wie aus einem Märchen von weit, weit her, oder aus einem Traum, den zu träumen sie in der tiefsten Verschwiegenheit der Nacht kaum wagte. Denn zwischen ihm und der Wirklichkeit standen ein Leben und ein furchtbares Schicksal: nimmer wollte und durfte sie die unglückliche Frau vergessen, deren Söhnchen sie Hüterin und Gefährtin war!

Das holde, kindliche Geständnis begeisterte sie zu ein paar lyrischen Gedichten, die sie in der Abendstille dann verbrannte. Es klangen die Märchenglocken darin, deren Läuten sie nicht hören durfte, und eine Traumgestalt gaukelte empor voll Grauen und Süße. —

Ihr volles Herz verlangte aber einen Ausfluß. Sie setzte sich hin und schrieb in einigen Mußestunden ihr Drama — das jetzt als „Salonstück" an das Licht eines Vortragsabends gezogen worden war, um der armen Privatlehrerin, die bei der geringen Zahl ihrer Stunden nicht leben und nicht sterben konnte, zu einer kleinen Einnahme zu verhelfen.

Ein paar brennend rote Flecke standen mit einem Mal wie abgezirkelt auf den fahlen, verfallenen Wangen des Fräuleins Moldenen. Sie merkte es aber nicht. Sie sann nach, ob sie damals auch wirklich nur an die Liebe der jungen Erzieherin zu ihrem kleinen Zögling gedacht hatte. So viel war gewiß: nicht ein unerlaubter Wunsch, nicht ein sündiger Gedanke kam in ihrem Stück vor. Nur ein mutterloses Kind und seine Erzieherin; eine böse Krankheit und ein schöner Tod.

Allerdings gab es auch noch einen Vater darin; der war aber nur ein stumme Rolle. Er hatte der sterbenden Heldin seinen Sohn in die Arme zu legen, damit sie ihn wie eine Mutter segnete: sie hatte sich dies Recht mit ihrem Leben erkauft, denn da sie den Knaben dem Tode entrissen hatte, fiel sie selbst ihm zum Opfer . . .

Der Konsul war verreist gewesen und unbemerkt, wie er immer ging und kam, wieder heimgekehrt. Ihr Herzschlag setzte vor Freude aus, als der alte Petruccio ihr meldete, daß im großen Saal gespeist würde. Es ging immer sehr großartig und vornehm zu, wenn der „Herr" zu Tische da war.

In aller Eile hatte sie sich umgezogen — das luftige, blaßrosa Musselinkleid, das dem Knaben Lorenz am besten gefiel, und als sie in den Saal trat, grüßte der Konsul sie mit einem Blick, der wie ein roter Blitz aufflammte.

„Lucilie" — sagte er. „Das heißt: Die Lichtbringerin!"

„Wo hat sie denn das Licht, das sie bringt, Papa?" rief Lorenz verwundert.

Der Konsul beugte sich vor und halblaut zu ihr über den Tisch sprechend sagte er mit einem Lächeln, vor dem sie erbebte: „Dummer Junge, siehst du es nicht in der Sonne ihrer Augen und der Jugendblüte ihrer Wangen?"

Den nächsten Morgen fand sie ihren Platz am Tische mit Rosen bestreut, und aus dem Kelch der einen funkelte ihr eine Brillantnadel entgegen.

„Das — soll doch nicht für mich?" stotterte sie ganz erschrocken.

Sie war mit dem Knaben allein. Er stand hinter ihr und kicherte über die Heimlichkeit. Dann sprang er ihr an den Hals. „Doch, Fräulein! Papa hat es dir von der



Denkmal für Eicke von Repkow in Halberstadt.

Vor dem neuen Landgerichtsgebäude in Halberstadt wurde kürzlich eine Statue des Ritters Eicke von Repkow, der vor 700 Jahren die erste deutsche Rechtssammlung, den berühmten „Sachsenspiegel" verfaßt hat, enthüllt.

Reise mitgebracht, und die Rose hat er selbst abgeschnitten, die allerschönste — aber die andern habe ich gepflückt. Nun ist er wieder auf und davon. Herrlich! Wenn wir mit Petruccio allein zu Hause sind, ists immer am schönsten.

„Wieder fort?" Sie hatte es wohl nur gedacht; doch um ihr Herz zog sich ein süßes, zitterndes Weh zusammen, das wollte den ganzen Tag nicht weichen. Sie trug es, wie man ein heimliches Kleinod trägt, und sie ging, als schwebte sie auf Wolken. Dem heißen, heilen Tage folgte ein umwölkter Abend von atemloser Schwüle. Sie hatte den Knaben zur Ruhe gebracht und saß in dem schönen Gemach, das ihr zum Wohnzimmer diente und zwischen ihrem und dem Schlafzimmer ihres Zöglings lag.

Die Fenster standen offen. Ein Strom von Wohlgeruch stieg vom Garten herauf, wie die Nachtviolen schwül dufteten, und die roten Rosen und der weiße Jasmin ein Meer von Blüten gaben.

Sie dachte nicht an Schlaf, obgleich die Hitze wie Blei auf sie drückte und ihre jungen Glieder schlaff hingen, wie draußen die Blätter an Baum und Strauch. Ihre Kleider beengten sie, als trüge sie einen Panzer. Sie warf sie ab und zog einen losen Schlafrock an aus weißer indischer Seide: er war eines von den vielen Geschenken, die sie bei Konsuls bekommen hatte. Um Mitternacht sah sie den Mond glutrot über die dunkeln Orangenhaine steigen. Nicht ein Lüftchen regte sich und brachte Kühlung. Kein Blatt, kein Halm verriet Leben. Die Natur schien im Schlafe erstickt zu sein; nur die Blumen dufteten und dufteten, als wollten sie ihre Seele aushauchen.

Sie raffte sich zusammen und zündete die Lampe auf ihrem Schreibtisch an. Sie wollte an dem Manuskript ihres Dramas etwas ändern; sie war aber so benommen, daß ihr nicht einfiel was. Mechanisch blätterte sie dann; doch immer wieder las sie nur das Titelblatt: „Reine Liebe". Es war, als käme sie nicht darüber hinweg. Und nicht länger däuchte es ihr die spielende, unschuldige zwischen dem Kinde und seiner Erzieherin, sondern die bange, sehnende einer Jungfrau, die in der duftschweren Sommernacht Märchenträume spann.

Das Lampenlicht wurde ihr unerträglich, es peinigte sie förmlich mit seiner Grellheit und Härte. Sie löschte es aus und streckte sich auf das seidene Ruhebett, unweit des geöffneten Fensters. Jetzt leuchtete nur noch der Mond. Und er streute silberne Lichterchen über sie und malte weißflimmernde Lilien auf den Teppich.

Immer stärker wurde sein silbernes Geflimmer. Es umgaukelte sie wie tanzende Träume: lauter kleine, lichte Geister mit schillernden Libellenflügeln und dem Duft der weißen Lilie.

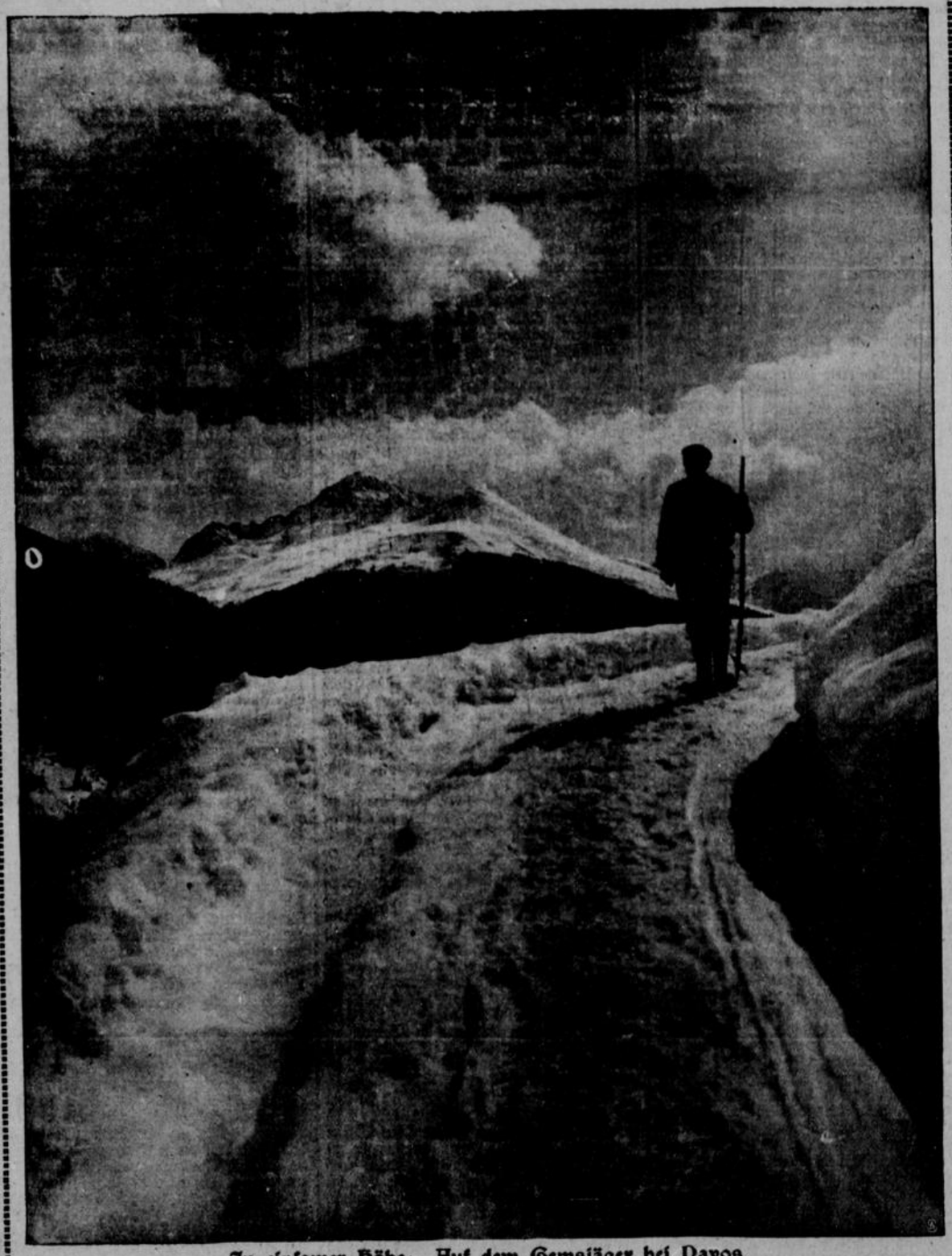
Plötzlich ging ein leises Klingen durch die regungslose Stille. Es war, als käme es aus ihrem Schlafzimmer. Ein matter Schimmer bewegte sich hinter den schweren Türgobelins, ein Licht schwebte heran und warf einen Schatten in das weiße Geflimmer des Mondes, auf den Teppich.

Sie sah es wie durch einen Schleier oder eine dünne Wand, denn sie hielt die Augen geschlossen und konnte sie nicht öffnen. Trotzdem schaute sie eine Gestalt, die aus dem Dunkel emporwuchs, sah eine blasse Stirn und Augen, die wie dunkle Blitze über sie hinloderten.

Sie wollte sich aufrichten, die Gestalt anrufen; aber ein Grausen hielt sie mit kalter Faust nieder und schnürte ihr die Kehle zu. Wie eine Tote unter der Last des Grabes lag sie, unfähig sich zu rühren oder einen Laut von sich zu geben. Und das Licht erhob sich und setzte sich auf ihren Schreibtisch. Sie hörte, wie es knisterte und raschelte. Mit einem Mal wurde es breiter und röter, wie eine züngelnde Flamme. Näher kam es und näher. Der weiße Mondschein zerfloß in ihm, und die silbernen Lilien auf dem Fußboden wurden zu roten Rosen.

Sie aber dachte, sie müßte verbrennen. An ihren Füßen fühlte sie die Flamme, an ihren Händen und auf den Lippen. Doch

(Fortsetzung siehe Seite 78.)



In einsamer Höhe: Auf dem Gemsjäger bei Davos.

dann gelang es ihr, einen Schrei auszustoßen — und sie erwachte.

Sie brannte zwar nicht; aber der Angstschweiß stand ihr in dicken Tropfen auf der Stirn, und ein namenloses Grauen schüttelte sie. Der Spuk war verschwunden — alles still und dunkel in dem großen Gemach. Auch der Mond war untergegangen: nichts sah sie mehr vor dem Zauber silberner Lilien und roter Rosen. Draußen strich schon das Morgengrauen um die Sommernacht, und durch die tiefe Stille rings zitterte ein kaum merkliches Klingen — der Hauch eines verwehenden Lüftchens . . .

Das Fräulein seufzte. Müde sank sie gegen die Lehne des alten, abgenutzten Möbels, das ihr tag als Sofa und nachts als Bettstelle diente. Eine Schwäche machte sich in ihrem Kopf fühlbar. Alle ihre Erinnerungen waren plötzlich wie fortgeweht; nur ein paar ganz kleine, liebe guckten sie mit glänzenden Kinderaugen an. Aber auch sie flatterten davon, als Frau Trampke, die Zimmervermieterin hereinkam.

„Na, Fre leincher, Se wollen wohl Petroljum sparen, weil Se hier im Düstern sitzen? Ich möcht Se bloß fragen, ob Se Ihre Billjetters jut abgesetzt haben."

Fräulein Moldenen rieb sich die Stirn. Sie fand sich nicht so leicht in der Wirklichkeit zurecht, denn ihre Gedanken mußten von weit her kommen.

„Die Leute waren alle sehr freundlich", murmelte sie. Ein Lächeln stahl sich in ihr armes, welkes, verdorbtes Gesicht: sie sah sich an einem Tische sitzen, auf dem silbernes Geschirr blitzte und eine Fülle von Rosen in hohen Kristallvasen duftete.

„Wie is es mit die Freibilljetts, Freileinchen?" fragte Frau Trampke ungeniert. „Ich verinteressiere mir vor Ihren Vortrag, und wat de Wolfen aus'n Grienkram is, will mit ihre Amanda kommen. Wat von de Liebe hören die Mächens immer gern."

„Werden Ihnen fünf bis sechs Eintrittskarten genügen, Frau Trampke?" fragte das Fräulein mit kindlicher Güte.

„Schwer. Ick sage: je mehr, desto besser! Dann blieb das Fräulein wieder allein in der armseligen, dämmerigen Stube. Und auf ihrer Schwelle sah sie das Schicksal stehen. Sie wußte nicht, ob es finster blickte oder lächelte, denn sein Antlitz war verhüllt.

Auch damals war es so gewesen, als der kurze Sonnentag ihrer Jugend zu Ende ging — bald nach jener Spuknacht, die wie ein ungelöstes Rätsel in ihrer Erinnerung blieb.

Sie suchte ihr Manuskript, das sie glaubte den Abend auf ihrem Schreibtisch liegen gelassen zu haben. Aber es war nicht da. Sie mußte sich geirrt haben. Einige Tage später fand sie es unter ihren Noten auf dem Flügel liegen.

Der Konsul war nicht zu Hause. Trotzdem war im großen Saal zu Mittag gedeckt worden. Lorenz kam ihr mit einem Strauß weißer Lilien entgegengelaufen; auch auf der Tafel standen nur weiße Lilien.

„Heut ist der Tag des heiligen Antonius von Padua, Fräulein," erklärte der Knabe, „und Petrucico sagt, ihm dürften nur Lilien geweiht werden, und weißt du, Fräulein lieb" — Hier brach er in heftiges Weinen aus und schlang die Arme um sie: „Ich solle fort — auf das Gymnasium soll ich, wo noch viele andere Junge sind. Morgen kommt der Herr Professor, der mich mitnehmen soll."

Sie dachte es wär nur Scherz; aber sie sah die Tränen des Knaben, und ein grausamer Schmerz krallte sich in ihr Herz.

„Wer sagt das?" stammelte sie.

„Papa." — —

„Ist er denn hier?"

„I wo, 'chon wieder fort. Er kam in der Nacht zurück, weil er etwas vergessen hat. Da liegt auch ein Brief für dich, Fräulein lieb. Petruccio hat ihn hingelegt."

Ja, auf ihren Platz, neben einer Vase mit weißen Lilien. Auch ein Päckchen war dabei.

Lieber Himmel, das kostbare Halsgeschmeide, ein kleines Vermögen für arme Leute, wo war es hingekommen!? Stückweis verkauft, um Doktor- und Apothekerrechnungen zu bezahlen. Der letzte Stein war zum Juwelier gewandert, als sie ihre Mutter auf dem Kirchhof betten ließ — — —

Wieder fühlte Fräulein Moldenen ihre Gedanken wandern; sie riß sich zusammen und besann sich, daß alle ihre Pulse wie kleine Hammer beim Anblick des Briefes geklopft hatten. Er enthielt ihre Kündigung, in sehr rücksichtsvoller Form, ihr Gehalt für das ganze Jahr und eine Fahrkarte erster Klasse nach ihrer Heimat. Ein paar höfliche Worte des Dankes für ihre „treue und gewissenhafte Pflichterfüllung" — weiter nichts. So nahm sie Abschied von dem Knaben und der Zeit, die ihr jetzt der einzige schöne Traum ihres armen Lebens erschien. Den Konsul sah sie nie wieder.

Und das Leben kam mit harten, verarbeiteten Händen und zerrte sie durch die grauen, sonnenlosen Jahre, da das eine von ihren Eltern starb, und das andere langsam hinsiechte. Sommer und Winter lief sie in die Häuser, wo sie Sprach- oder Klavierunterricht erteilte, und daheim besorgte sie die kleine Wirtschaft und pflegte die kranke Mutter. An dem Tage, da sie allein vom Friedhof in die verlassene Wohnung zurückkehrte, sah sie zufällig in den Spiegel: da lag es wie Mehlstaub auf ihrem Scheitel. Die Jahre waren über sie hingeschritten, und sie hatte ihren Nacken beugen müssen. Hinter ihr her schlich die Not . . .

In dem Gemeindesaal, den der Herr Oberbürgermeister dem Fräulein Moldenen unentgeltlich zur Verfügung gestellt, war noch alles still. Auf dem Pulte mit dem Stuhl für die Vortragende brannte unter einem grünen Schirm eine Lampe, daneben stand ein Glas Wasser, das hatte Frau Trampke besorgt. Dann bestieg Fräulein Moldenen das Podium. Es sauste ihr in den Ohren, als ob der Wind um sie wehte, und vor ihren Augen flimmerte es, daß sie nichts als eine weite, verschwimmende Leere vor sich sah. Während sie sich setzte und das mit der Maschine sauber abgeschriebene Manuskript aufschlug, wunderte sie sich, daß sie in der Erregung nichts sah als einen Herrn und eine Dame, die in der ersten Reihe Platz genommen hatten

Ein mattes, verschüchtertes Lächeln trat auf die Lippen des alten Fräuleins. Mit zitternder Hand nahm sie das Glas Wasser und nippte davon. Dann begann sie zu lesen. Ihre Stimme war so schwach und heiser, daß wohl niemand sie hörte; allmählich wurde sie jedoch stärker und freier, und zuletzt däuchte es ihr, daß sie wie eine Glocke durch den Saal tönte. In Wahrheit machte sie sich kaum verständlich. Hier und da hüstelte man. Frau Trampke und ihre Gäste reckten die Hälse und die Amanda der Grünkramfrau tuschelte ärgerlich: „So'n Quatsch! Und dat soll was von Liebe sein? Na ich danke."

Zum Schluß klatschten sie aber doch aus Leibeskräften: den Spaß wenigsten wollten sie haben.

Ein Gähnen unterdrückend verließen die Wenigen, die bezahlt hatten, den Saal — auch die Dame und der Herr aus der ersten Reihe. Es war ein vornehmes, noch junges Paar, die Herrschaft der Minna Trampke.

Schwach und matt vor Entbehrung und Enttäuschung ging Fräulein Moldenen durch den frostigen, trüben Märzabend; neben ihr her schritt die Not. Sie sah den langen, dunkeln Schatten der nicht von ihrer Seite wich: es gab kein Entrinnen mehr. Die Einnahme des gänzlich fehlgeschlagenen Unternehmens deckte kaum den Druck der Programme und die Maschinenabschrift ihres Manuskriptes. Wovon sollte sie die rückständige Miete an Frau Trampke bezahlen? Wovon weiter leben?

Zu Hause, in ihrem armseligen Stübchen, war es stockdunkel, und eine Luft, dumpf, feuchtkalt, schlug ihr entgegen. Sie zündete die Lampe an. Nun roch es nach Petroleum. Es erregte ihr Uebelkeit. Ein abscheuliches Frösteln begann sie zu schütteln. Sie kannte es. Es war die Leere in ihrem Magen. Besser, wenn sie den Mantel anbehielt! Aber das Manuskript zog sie vorsichtig aus seiner Tasche und legte es auf die Kommode. Da lag noch das Original: ein altes, zerknittertes Heftchen. Sie hatte die Abschrift doppelt bezahlen müssen, weil die Tinte so verblaßt war und die Handschrift kaum noch zu lesen.

Sie nahm es in die Hand, unschlüssig, was damit geschehen sollte. Und plötzlich schämte sie sich, es je geschrieben zu haben. Was war es anders als das kindliche Gestammel eines einfältigen Herzens, das nie im Leben zu seinem Recht gekommen war? Die Leute, die es heute abend hatte rühren und ergreifen sollen, hatten darüber gelacht.

Mit einem Ruck riß sie es mitten durch; doch den Riß fühlte sie in ihrer Seele als das Weheste und Hoffnungsloseste, das je über sie gekommen war. Ein Blatt schien sich indessen aufzulehnen. Es entfiel ihr zwischen den Fingern und flatterte zu ihren Füßen nieder. Da lag es, recht im Schein der Lampe, und sah sie an, wie ein blasses, rätselhaftes Antlitz voll Grauen und Süße.

Sie hob es auf und hielt es gegen das Licht. Es war die vorletzte Seite ihres Dramas, und am Rande stand etwas von einer Handschrift, die sie nur einmal im Leben gesehen hatte. Drei Worte waren es, eben so verblichen und vergilbt, wie ihre eigene, junge Schrift.

„Erzieherin (sterbend)" hieß es in dem Stück:

„Mir wären tausend Leben nicht zu teuer Für das geliebte Kind und seinen Vater."

Und quer lief es an den beiden Zeilen entlang: „Süße, törichte Unschuld!"

Da zuckte ein grelles Licht durch die Seele des alten Fräuleins. Mit einem leisen Aechzen sank sie auf das schäbige Sofa, und das Blatt knisterte in ihrer Hand, als wäre es lebendig geworden und finge an zu sprechen — von einer Nacht voll Duft und Schwüle; von glutroten Rosen und silbernen Lilien. Von einer Flamme, die wie ein Spuk durch den Traum eines jungen Mädchens huschte und nach dem Gewand leckte, das ihre Keuschheit deckte; von einem dunklen Augenpaar voll Leidenschaft und Begehr — —

Endlich verstand sie alles: ahnungslos war sie am Rande eines Abgrundes gewandelt; die Sünde hatte ihre schwarzen Fänge nach ihr ausgestreckt und dann sie entschlüpfen lassen — aus Laune vielleicht, aus Erbarmen? So war es gekommen, daß Lucilie Moldenen nie den Grund der dunkeln Leidenschaft geschaut hatte. und daß das Kleid ihrer Seele weiß und rein geblieben war . . .

„Ein Brief vor Ihnen, Freileinchen!"

Frau Trampke stolperte über die Schwelle ihrer Zimmerdame, pustend vor Wichtigkeit und Neugierde. „Meine Minna hat ihn von ihre Jnädige gebracht. Lesen Se'n man gleich!"

Und das alte Fräulein las:

„Frau Legationsrat Lorenz Venda bittet Fräulein Moldenen um ihren Besuch, morgen vormittag" — — —

Dann verschwammen die Buchstaben vor ihren Augen. Ein Klingen und Tönen wie von fernen Glocken weckte alle ihre guten und schönen Erinnerungen auf. Ihre Augen schauten nicht länger in das trübe Licht der Lampe, sondern in den Glanz des Morgenrots. „Ich werde pünktlich sein," sagte sie nicht lauten als ein Hauch, aber sie lächelte.

Jemand schlich zur Tür hinaus; nicht Frau Trampke, sondern die schreckliche, graue Not. Und hinter Lucilie Moldenen stand die Hoffnung in einem Sternenkranze: sie legte ihre weichen Arme um einen gebeugten Nacken und küßte ein müdes, kummergebleichtes Haupt.

Kaffeekränzchen bei Kilians.

Eine Episode von Wanda Abendroth.

Kling—Kling! Die alte Entreeklingel kam heute den ganzen Tag nicht zur Ruhe bei Kilians unten. Fräulein Rieke oben im dritten Himmel hatte schon verschiedene Male ihren seit kurzer Zeit wohlfrisierten Kopf — sie ging nämlich auf Freiersfüßen — über dem Treppengeländer mißbilligend hin und her gondeln lassen. Was die Leute da für Schmutz ins Haus zogen, es war nicht zu sagen! Sie hatte wirklich ihr Kreuz als Hausbesitzerin; deshalb wollte sie sich in Kürze einen „Mitbesitzer" zulegen, der besagtes Kreuz tragen hülfe! Ihr Balduin dermaleinst — ein verklärter Schimmer huschte bei diesem Gedanken über das altjungferliche Gesicht — würde sich einen Vollbart stehen lassen ihr zu Liebe, denn die Fußspuren eines Barbiers täglich zu „verwischen", nein, das täte sie — Rieken Lunkwitz — sicher nicht. Und das viele Wasser, das dabei verbraucht wurde! Ueberhaupt die neue Mieter unten, was die eine Unmenge Wasser nötig hatten! Die Uhr im Keller zeigte mit unangenehmer Deutlichkeit den nach ihren wasserscheuen Begriffen geradezu immensen Verbrauch an. Man denke — jeden Sonnabend zwei Vollbäder! Unwillkürlich zieht Fräulein Rielchen ihre „einst" weiße Nachtjacke fester um die dürrren Glieder, denn der bloße Gedanke an das nasse Element scheint sie fröstelu zu machen. Kurt, der Sekundaner paradiert hinter der Küchentür boshaft: „Und um die dürren Glieder — Kein „rein Gewand" sich fügt," — Kling — kling! Aha der Konditor bringt die verschiedenen Torten, Speisen und Sahne; unten ist nämlich Kaffeekränzchen! Fips, der erklärte Liebling des Hauses und der Nachbarschaft fährt dem ahnungslosen Konditorjüngling mit wütendem Gekläff an die „Weißleinenen", so daß die eine Tortenschachtel, die er stolz auf dem Haupte trägt, in bedenkliches Schwanken gerät. Erst auf ein liebevolles Zureden „aus dem dritten Himmel" und nach einem wohlgezielten Tritt aus den „Weißleinenen" läßt „Fipsche" von seinem Opfer ab. Frau Süßmilch, die Serviersfrau, prangt in blendend weißer Schürze neben Mathilde, dem Küchendragoner, an der Entreetür, der Damen harrend die da kommen sollen, während die Hausfrau mit sorglicher Hand einige Falten des Damast-Tischgedeckes glättet und die süß duftenden Veilchensträußchen verteilt. — O, sie konnte sich doch sehen lassen mit ihrem Kaffee-Arrangement, auch vor der Frau Stadtdirektor, die huldvollst ihr Erscheinen zugesagt hatte. Aus eben diesem Grunde wünschte Frau Kilian sehnlichst, daß der „Fürst Pückler" beim Konditor Weißmehl recht gut geraten möge; denn die Ehre des Hauses und die Geneigtheit des Stadtoberhauptes, oder vielmehr seiner besseren Hälfte, — über alles!

Kling, kling. Frau Kilian wirft einen raschen Blick in den vlämischen Spiegel und schickt sich an, ihrem ersten Gast liebenswürdig lächelnd entgegen zu gehen, doch mitten im Zimmer bleibt sie plötzlich horchend stehen. „Migräne" — „Entschuldigung vergessen" — „Tanzstundenkränzchen" — diese vielsagenden Worte waren trotz sehr diskreter Zwiesprache bis zu ihr in den Salon gedrungen. Frau Kilian nimmt unwillkürlich einen Moment im Sessel Platz und betrachtet angelegentlichst das Teppichmuster zu ihren Füßen, bis Mathilde, der Küchendragoner, sie ihren Gedanken entreißt, durch die etwas plötzliche Absage der Frau Stadtdirektor. Mathilde erlaubt sich noch die dreiste Bemerkung, daß die Stadtdirektorn doch gleich „nee" sagen konnte, wenn sie denn absolut nicht kommen wollte, und nich de Leute erscht so vilie Umstand machten, wegen „ihr!" Eine nicht mißzuverstehende Handbewegung ließ Mathilde jäh verstummen und scheu drückt sie sich zur Tür hinaus. Kling, kling. Frau Kilian schnellt von ihrem Sessel empor und glättet schnell einige Unmutsfalten auf der Stirn. Wieder eine Absage! Frau Jnspektor Siedentopf hat merkwürdigerweise heute „Hausputz" und „Kellerputz" angesetzt, und kann dieser weltbewegenden Ereignisse halber keine Stunde im Hause fehlen. Ob nun wohl Frau Meißwinkel käme — oder hatte sie etwa auch „Bodenputz" gerade heut angesetzt? — Aber natürlich würde sie kommen, Frau Kilian war doch selbst gegangen, um sie einzuladen; wenngleich nur der Herr Filius anwesend war, der hoch und heilig versprach, sich dieses Auftrages gewissenhaft zu entledigen. Merkwürdig — die kleine Bronze-Uhr auf den Mahagonischränkchen hatte es heute gar zu eilig! Eben verkündete sie mit ihrer hellen Stimme die fünfte Nachmittagsstunde — und immer noch keine Frau Meißwinkel! Frau Süßmilch drehte sich in der Küche mit in die Seite gestemmten Fäusten fortwährend um ihre eigene Achse und erzählte Mathilde eben, „von die vielen Trinkgelder bei manche Kaffees." „Nee dies Pech, das die Frau Kilian auch hatte, und alle die vielen, schönen Torten, wer sollte denn die „bezwingen?" „Und die Veilchensträuße alle" — erinnerte Mathilde. „Sie müssen verwelken und sterben, so hartes ertragen sie nicht" — rezitierte Kurt, der poesievolle Sekundaner, durch eine Spalte der Küchentür. Als man dann, der Verzweiflung nahe, um halb sechs bei der ersehnten Frau Meißwinkel nach dem Grunde ihres Nichtkommens anfragte, gestand denn ihr großer, zu den besten Hoffnungen berechtigender Sohn, daß er ganz vergessen habe, die Einladung an Muttern auszurichten. Jetzt sei sie zudem auf einem andern Kaffeekränzchen. Ach, überhaupt diese Kaffeekränzchen! Frau Kilian muß trotz ihrer Mißstimmung lachen; wie fade und auch boshaft — je nachdem — es oft dort herging! Ach, alles so traditionell, konventionell und offiziell hahaha! Ja, selbst die Reihenfolge und Sorten der Kuchen glichen sich auf ein Haar in jeder Kaffeeschlacht, ebenso die „anregende Unterhaltung", die sich meist um die „Kugelung in der Harmonie" drehte — Kurt würde sagen, Disharmonie — um ein dort stattfindendes Tanzvergnügen oder den „Tennisplatz".

Kling, kling. Endlich zwei Gäste. Frau Assistent Wackernagel rauscht in einer Wolke von resedagrünem Krepon herein, die letzte Neuheit der Saison, welcher Farbton genau zu dem seidenen Möblement von Kilians paßt, auf dem sie sich jetzt niederläßt. Nur schade, daß alle die guten, und weniger guten Freundinnen ausgeblieben waren, sie allein hätten das neueste Werk der Schneiderkunst richtig taxieren und gebührend bewundern können, aber so — zu dumm! Endlich kann auch Frau Süßmilch ihren „Mokka" anbringen, der aber, wie es Frau Kilian scheint, etwas von seinem Aroma verloren haben muß durch das lang Stehen— oder sollte Frau Süßmilch die Kanne verwechselt haben mit dem „Nachlauf" für die Leute? Fast scheint es so — schrecklich! Nur schade um den vielen Kuchen, der übrig bleibt, doch die beiden Gäste können beim besten Willen nicht mehr „bezwingen" als sechs Stücke, denn jede Sorte soll doch probiert werden, und der „Fürst Pückler" für zwölf Personen und in zwei verschiedenen Auflagen, harrt auch noch seiner Bestimmung.

Der denkwürdige Tag neigte sich seinem Ende zu, auch der eine, noch nicht mal angerührte „Fürst Pückler" ging seiner Auflösung entgegen und drohte gleich umzufallen. Unter allgemeinem Aufstand und Stühlerücken, bedauernden Worten und Händedrücken verabschiedete man sich endlich. Frau Süßmilch, die schon ungeduldig in der Küche herumtrippelte, forderte für ihre Bemühungen mit devotem Lächeln noch eine Mark über die Taxe; jedenfalls weil ihre berechtigten Hoffnungen auf die Trinkgelder zu schanden geworden waren. — Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung läßt sich Frau Kilian endlich in ihren roten Ledersessel fallen, schließt einen Moment die Augen und hebt wie zum Schwur die rechte Hand nach der Richtung hin wo Apollo auf hohem Piedestal auf die Nichtigkeiten eines Nachmittagskaffeekränzchens herabschaut. Jetzt kam der unangenehmste Akt — nämlich das Bezahlen aller der nicht angerührten Sachen. Alle Achtung! Die Rechnung vom Konditor Weißmehl repräsentierte lauter zweistellige Zahlen; dafür konnte man ja eine kleine Sommerreise machen! Doch gemach — die schwerste Stunde läuft durch den rauhsten Tag. — Als Herr Kilian abends nach Hause kam, saß seine bessere Hälfte noch immer im Dunkeln auf dem roten Ledersessel vor der Büste des Apollo und — orakelte.

Bilder-Saal.

Die erste Sonnenkraftstation. Der Verbrauch an Kohlen ist durch die Entwicklung der Industrie ins Ungeheure gestiegen. Man ist deshalb schon seit langem darauf bedacht, billigere Kraftquellen zu erschließen. In erster Linie kommen hier die Wasserkräfte der Flüsse und insbesondere der Wasserfälle in Betracht. Sie stehen indessen nicht überall zur Verfügung. Man hat deshalb neuerdings in Kalifornien auch die Wärmeausstrahlungen der Sonne als Kraftantrieb benutzt. Die Sonnenstrahlen werden in Spiegeln aufgefangen und die Wärme derselben, bedeutend erhöht durch Regeneratoren, zu einer Zentrale geleitet, die das Wasser der Dampfkessel großer Maschinen zum Sieden bringt und infolgedessen in Betrieb zu setzen vermag. Auch die Ebbe und Flut des Meeres dürfte in Zukunft als eine wichtige Kraftquelle in Betracht kommen. Die erste Anlage dieser Art, die gegenwärtig im Bau ist, zeigt unser Bild auf der ersten Seite.

Sammelkörner.

Ein teurer Arzt. Als im Jahre 1727 der König Friedrich August I. von Sachsen an einem Fußübel bedenklich erkrankt war, ließ er den berühmten Chirurgen Petit in Paris nach Bialystock kommen. Als Petit eintraf, fand er den König bereits in der Besserung, blieb aber doch einige Monate lang in seiner Nähe. Bei seiner Abreise erhielt er 10000 Taler als Honorar, 5000 Taler Reisekosten, einen Reisewagen nebst anderen kleinen Geschenken, die Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von 1000 Taler jährlich, und außerdem vom Kurprinzen einen kostbaren Ring. Gewiß eine fürstliche Bezahlung! Das genügte aber dem Habgierigen nicht, er bemerkte: „er habe gehofft, das geringe Honorar verdoppelt zu sehen," und — er erhielt wirklich noch eine Zulage von 4000 Talern.

C. T.

Das Urpferd. Die forschende Wissenschaft hat die Entwickelungsgeschichte des Pferdes aus alten Knochenfunden ermittelt und auch den Vorfahren festgestellt, der zuerst die Natur des Pferdes erkennen ließ. Er lebte in grauer Vorzeit, in der älteren Tertiärzeit, in den feuchten Wäldern von Europa, Asien und Nordamerika. Das Urpferd war aber noch kein stolzer, hoher Renner, sondern ein etwa hasengroßes Tier. Auch sonst hatte es wenig Aehnlichkeit mit dem heutigen Pferde. Statt einhufig zu sein, hatte es an den Vorderfüßen noch vier, an den Hinterfüßen drei Zehen. Allmählich wurden diese Tiere größer, und als im späteren Tertiär das Klima sich änderte und die Wälder schwanden, paßten sie sich den neu entstandenen grasreichen Ebenen an. Aus Waldtieren wurden sie Steppentiere und nahmen die Form des heutigen Pferdes an. Seltsam ist die Tatsache, daß die Pferde, nachdem sie ihre Entwicklung erreicht hatten, in Nordamerika ausstarben, so daß alle amerikanischen Pferde von den aus Europa nach der Entdeckung der neuen Welt eingeführten abstammen.

Humor im Notenladen. Es ist bekannt, daß die Engländer im allgemeinen für echte Musik wenig Sinn haben und ihr nur huldigen, weil es die Mode verlangt. Dies bezeugt auch folgender Vorgang. Eine vornehme, reiche Engländerin erschien in Paris in dem Laden eines Musikalienhändlers und sagte zu dem sie bedienenden Kommis: „Ich wünsche leichte Quadrillen für Piano von Beethoven, Haydn, Mendelsohn und Weber zu kaufen." — „Diese Komponisten", antwortete der junge Mann, haben Symphonien, Oratorien, Quartette, Opern, Messen und Sonaten geschrieben, aber keine Quadrillen." „Warum nicht?" fragte die Dame. — „Das weiß ich nicht", antwortete der Kommis; „es würden aber auch die Schöpfungen dieser Meister schlechte Contretänze geben, wenn man sie als solche arrangieren wollte." — „O," erwiderte die Engländerin naserümpfend über diese Bemerkung des Kommis, die sie für eine beleidigende Herabsetzung des Talentes der großen Meister hielt, „man kann nach jeder Musik tanzen, wenn sie gut ist. — Der Kommis verbeugte sich und überreichte der Dame die für das Piano arrangierte „Schöpfung" von Haydn. Ob sie versucht haben wird danach zu tanzen, wissen wir nicht.

C. T.

Große Fruchtbarkeit. Wenn ein Weizenkorn jährlich 50 Körner gibt, so beträgt die Ernte im zweiten Jahre 2500, im dritten 125000, im sechsten 15625 Millionen und im zwölften Jahre die ungeheure Summe von 244140625000000000000 Körner. Nun hält ein Malter (Doppelzentner) ungefähr 20478240 Körner, daher die zwölfjährige Ernte von einem einzigen Weizenkorn 11921953497910 Malter ausmacht. Nach dieser Rechnung könnte ein Weizenkorn nach drei Jahren mehr als 320 Personen auf eine Mahlzeit speisen.

C. T.

Beim Advokaten. Ein Mann kam zu einem Advokaten und übertrug ihm eine Rechtssache. „Die Sache ist gut," sagte der Advokat; „ich bitte um 10 Taler Vorschuß." Der Mann zahlte und dann fragte er: Herr Advokat, ist die Sache jetzt auch noch gut?" Achselzuckend antwortete der Anwalt: „mein Lieber, auch die beste Sache geht oft verloren".

Das springende Glas.



Gläser sind bei allen Familien-Zaubervorstellungen sehr beliebt als Requisit. Ein Glas kann sogar springen, wenn man es haben will. Man legt das Glas, das springen oder fliegen soll, mit dem Boden nach oben an ein zweites kleineres, nahe dem Tischrand etwas schräg aufgestelltes Glas. Nun setzt oder kniet man sich vor den Gläsern hin und pustet kräftig in das offene Glas hinein. Vom Luftdruck kräftig getrieben, wird das zweite Glas seinem Meister sehr bald in den Schoß springen. Hoffentlich ist er aber vorsichtig genug, damit das Glas nicht nach dem kühnen Sprung auf der Erde in tausend Stücke geht und gleich zerspringt.

Auflösung des Treppenrätsels

aus voriger Nummer:

N														
E	I													
U	L	M												
B	E	R	N											
R	U	B	E	L										
A	L	F	R	E	D									
N	A	M	S	L	A	U								
D	O	R	T	M	U	N	D							
E	L	B	E	R	F	E	L	D						
N	E	R	V	O	S	I	T	Ä	T					
B	R	A	N	D	E	N	B	U	R	G				
U	N	T	E	R	S	E	E	B	O	O	T			
R	I	E	S	E	N	G	E	B	I	R	G	E		
G	L	A	C	E	H	A	N	D	S	C	H	U	H	

Logogriph.

Ein Wundervogel, dem der Kopf genommen,
Hat über Nacht die Blumen mir gemordet,
Dann mußt er noch dem Meister Böttcher frommen
Und hat ihm Fässer und Geschirr umbordet.
Drauf wieder mit Juwelen reich geschmückt,
Hab' ich an schönen Armen ihn erblickt.

Scherzrätsel.

Welch' Panier läßt sich nicht tragen?
Welcher Pfeffer sich nicht nagen?
Welcher Fuß hat Kopf und Magen?

Umstellungsaufgabe.

Von Paul Riech ist:

Seine — Inster — Niere — Amsel — Streit —
Oberst — Stern — Lasa — Breite — Linse —
Edom — Atem — Fort — Seil — Unart —
Tanger — Rotte — Falte — Delta — Leim —
Reisen — Emir — Elba — Armut.

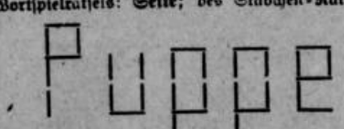
Jedes der obigen Wörter ist durch Umstellung seiner Buchstaben in ein anderes zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen den Anfang eines bekannten Volksliedes.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Vexierbildes: Das Bild auf den Kopf stellen, der Zauberlehrling steht dann in der rechten oberen Ecke.

des Buchstabenrätsels: Hebe, Here, Hexe; des Wortspielrätsels: Seite; des Stäbchen-Rätsels:



Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Hering, Berlin.
Druck: Hering & Hasenbalg G. m. b. H., Berlin SO. 16